

Hoffnung lässt nicht zugrunde gehen

„Eine Kirche, die anders ist“

Diese Vision formulierte der frühere Abt von Kloster Einsiedeln, *Martin Werlen*, vor einiger Zeit in einer Diskussion. Er brachte damit seine Sehnsucht zum Ausdruck, die er in einer Reihe von Büchern schon formuliert hat: „*Heute im Blick. Provokationen für eine Kirche, die mit den Menschen geht.*“ – „*Wo kämen wir hin? Für eine Kirche, die Umkehr nicht nur predigt, sondern selber lebt.*“ – „*Zu spät. Eine Provokation für die Kirche. Hoffnung für alle.*“ Was Martin Werlen an Kirchenbildern gegenüberstellt, stellt Jesus im heutigen Evangelium auch gegenüber – vor 2000 Jahren: Ein selbstgefälliger Pharisäer, der sich selbst genügt und sich bedankt, dass er so toll ist. Man könnte an jene Einstellung denken, die innerhalb der Kirche auch „schriftgelehrt“ auftritt: die für alles den passenden Katechismus-Eintrag parat hält und jede Selbstkritik oder gar Umkehr für unnötig hält, weil die Wahrheit ja ohnehin in Erz gegossen und sich im verfügbaren und abrufbaren Besitz der kirchlichen Obrigkeit befindet. Auf der anderen Seite jene, die, wie der Zöllner, ganz hinten im Tempel stehen bleiben und sozusagen verschämt hinter der Säule hervorschauen – oder wie die Dogmatikerin *Eva-Maria Faber* formuliert: „*sehnsuchtsvoll kirchenmüde*“. Allein diese Szene im Lukasevangelium erklärt schon, warum die Honoratioren zur Zeit Jesu immer wütender wurden – zu provokativ war seine Ansage an das „Establishment“. Was den Zöllner – ungeachtet seines tatsächlich unwürdigen Verhaltens der Geldschneiderei – auszeichnet, ist das Vertrauen darauf, trotz der eigenen Schuld vor Gott treten zu können.

Bescheidene Kirche im Osten Deutschlands

Bescheidenheit in der Kirche gibt es tatsächlich: Vor kurzem erlebte ich bei einer Fortbildung Weihbischof Hauke aus Erfurt, der von den dortigen Bemühungen erzählte, die Botschaft Jesu mit Überzeugung, aber auch in aller Bescheidenheit in einer weitgehend „heidnischen“ Umwelt unter die Leute zu bringen: Eine Christmette für Nichtchristen gehört ebenso dazu wie eine christlich orientierte „Jugendweihe“, eine Segnung der Liebenden am Valentinstag ebenso wie eine Totengedenkfeier für ungetaufte Verstorbene. „Wir haben nicht viele Möglichkeiten, aber die wollen wir nützen“, hörte ich aus seinen Worten heraus. Auf die Frage eines Teilnehmers, was da die Bischofskollegen aus den anderen Bistümern sagen würden, winkte er ab: „*Wenn wir aus dem Osten so etwas vorstellen, sagen sie nur: ‚So etwas brauchen wir nicht, soweit sind wir noch nicht, bei uns ist alles gut!‘ Ich glaube es zwar nicht, aber wenn sie meinen ...*“ Mir kam es vor wie der Zöllner, der hinter der Säule steht.

Sonntag der Weltmission: Wie können wir missionarisch Kirche sein?

Wenn wir den Weltmissionssonntag begehen, dann beschleicht mich immer ein etwas flaues Gefühl: Was wurde aus Selbstgefälligkeit und Überheblichkeit Menschen schon Unrecht getan, weil man sie mit Gewalt zum rechten Glauben zwingen wollte. Der Zwang ist weg – und die Strahlkraft des Christentums scheinbar auch ... Geht es denn nicht ohne Zwang? Ich meine schon! Das Motto dieses Missionssonntags lautet: *„Hoffnung lässt nicht zugrunde gehen“* (Röm 5,5) Im Heiligen Jahr, das Papst Franziskus unter das Leitwort „Pilger der Hoffnung“ gestellt hat, schauen wir auf die Philippinen. Die Gesellschaft dort ist zerrüttet durch Armut, Gewalt und Drogen, Missachtung der Kinderrechte, Einschränkung der Pressefreiheit und politische Repressionen. Hoffnung geben dort christliche Frauen und Männer, die im Dienst der Kirche den Entrechteten eine Stimme geben. Das mag nicht viel erscheinen, aber in vielen Fällen ist es für Einzelne wirklich ein Hoffnungsschimmer. Was tun also, damit wir hierzulande – als Christen hinter der Säule auf den hinteren Plätzen stehend – noch „missionarisch“ Kirche sein können, also ausgestattet mit einem Sendungsauftrag Jesu? Können wir noch auftreten, ohne uns hinter einer Säule zu verstecken?

Bescheiden – und doch voller Zukunftshoffnung

Es steht uns gut an, angesichts der kirchlichen Situation als Christen bescheiden aufzutreten. Das heißt aber nicht, dass wir nichts mehr zu sagen hätten. Die Botschaft Jesu ist voller Zukunftshoffnung. Was könnte das für uns hierzulande bedeuten?

- Selbstgerechtigkeit im Sinne von: *„Wir sind doch auf der sicheren Seite – wozu etwas ändern?“* ist keine gute Eigenschaft eines Christenmenschen! Ein bisschen mehr Selbstkritik ist durchaus wünschenswert!
- *„Ich danke dir, dass ich nicht bin wie diese!“* ist keine gute Einstellung gegenüber denen, die „anders“ sind. Das ständige Herabsetzen von „Andersheit“ wie z.B. geschieden und wiederverheiratet, homosexuell oder kritisch gläubig ist jedenfalls nicht missionarisch, sondern zerstörerisch. Es muss laut Jesus ein Ende haben!
- Hinter der Säule zu bleiben, ist allerdings auch keine gute Lösung – immerhin fängt der Zöllner hinter der Säule an, zu beten und sich dadurch aus seinem Schatten herauszubewegen.

Mission heißt weder überheblich sein noch sich verstecken. Mission heißt: auf Sendung zu sein! Und dazu werden wir am Ende eines jeden Gottesdienstes geschickt: *„Ite missa est!“*